

LAUREN
WESTWOOD

Das
Lied
der
Küste

Schottland-Roman



KNAUR 

LAUREN WESTWOOD

Das Lied der Küste

Schottland-Roman

Aus dem Englischen
von Petra Lingsminat

Über dieses Buch

In der Nacht, in der ihre Zwillingschwester Ginny von den Klippen der Steilküste stürzt, zerbricht Skye Turners Familie. Von Trauer und Schuldgefühlen überwältigt geht sie fort.

Als sie fünfzehn Jahre später zurückkehrt, scheint in ihrer Heimatstadt die Zeit stehen geblieben zu sein - und dennoch ist nichts, wie es einmal war. Die Gerüchte über jene Nacht holen Skye ein und wühlen das Familienleben auf. Sie beginnt, die Lügen über den Tod ihrer Schwester zu entwirren, und stößt dabei nicht nur auf alte Bekannte und einen schweigsamen Künstler, sondern auch auf unzählige, lang gehütete Geheimnisse ...

Inhaltsübersicht

Motto

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

Epilog

Ein Brief von Lauren

Danksagung

Die Selkie

Kalt zaust ihr der Wind durch das Haar,
Lächelnd lockt sie dich in ihre Höhle.
Lass dein Zuhause und deine Heimat zurück,
lass zurück das Ufer mit dem perlgrauen Sand.
Vergiss deine Liebe und all deine Versprechen,
und folge ihrer Stimme ins Wassergrab.

Text und Musik von Skye Turner, 17 Jahre alt

Prolog

Meine Schwester steht draußen auf den Felsen. Sie hat den Kopf in den Nacken gelegt, die Arme ausgestreckt. Über den Himmel zuckt der Lichtstrahl des Leuchtturms. Der Wind peitscht ihr Haar auf, das vor dem dunklen Horizont wie ein goldener Heiligenschein wirkt. Die See hinter ihr ist ein schäumender Kessel, und die Wellen donnern mit grausamer Regelmäßigkeit ans Ufer. Das Wasser steigt, wölbt sich über meiner Schwester, die Luft ist gesättigt von Gischt. In ihren Augen leuchtet ein merkwürdiges Feuer.

Ich fange an zu zittern, das Blut in meinen Adern pocht vor Angst und aufgestautem Zorn. An diesem Punkt war ich schon oft, zu oft. Bin an den Rand des Abgrunds getreten, habe die Hand ausgestreckt. Habe mir angehört, wie sie mich auslacht, aber am Ende habe ich ihre Erleichterung gespürt und die Wärme ihrer Hand in meiner.

»Na los«, rufe ich. »Ich bringe dich nach Hause.«

Sie lacht tatsächlich, doch gleichzeitig läuft ihr eine Träne über die Wange. In dem Moment wäre ich beinahe zu ihr gegangen. Beinahe lasse ich mich in ihren unerbittlichen Bannkreis zurückziehen. Ich mache einen

Schritt vorwärts, über die Absperrung. Sie macht einen Schritt rückwärts zum Abgrund.

»Nein«, sagt sie.

Das alles gehört zum Spiel. Meine Loyalität, meine Würde werden bis zum Äußersten strapaziert. Das ist der Moment, in dem ich die Führung übernehmen muss, sie beschützen, uns beide vom Abgrund zurückreißen muss.

Eine mächtige Welle rollt heran, donnert gegen die Felsen. Eisiges Wasser regnet auf mich herab, sticht meine Kopfhaut wie mit Nadeln.

Hier hört es auf.

1. Kapitel

Der Nebel verdichtet sich. Wabert herab von den kahlen Hügeln, kriecht aus den Tälern. Das Licht schwindet rasch, und mit ihm meine Entschlossenheit. Das hier ist ein Fehler. Ich sollte nicht hier sein.

Ich wickle mir den verzierten Lederriemen meiner Handtasche eng um die Hand, schnüre das Blut ab. Aber ich kann die Flut der Erinnerungen nicht eindämmen, mit jeder Meile, die der Bus westwärts fährt, werden sie mehr.

Manche davon sind wunderschön und glänzend: Erinnerungen an meine Kindheit, vor allem jetzt um diese Jahreszeit. Der Butterduft des Shortbreads im Backofen, die Hunde, die auf einem Teppich vor dem Kamin schlafen. Gäste, die zum Dinner kommen, Dylan-Songs auf der Gitarre, Brettspiele und Gelächter. Schnee, der in dichten weißen Flocken auf den Strand fällt.

Jede dieser Erinnerungen packe ich aus und betrachte sie prüfend, wie ein Kind an Weihnachten. Dad, wie er die Lichterkette um den Baum windet, mein kleiner Bruder Bill, wie er hochgehalten wird, um den Stern oben zu befestigen. Mum, die ein Feuer im Kamin anzündet, um die Kälte abzuwehren, die ständig durch all die Ritzen nach

innen zu dringen sucht. Die wohlige Wärme der Gemeinschaft. Vor langer Zeit.

Der Bus biegt nach Norden ab, und ich kann kurz das Meer sehen. Grauviolett, beinahe lila, am Horizont eine Spur orangefarbener Dunst, als die Sonne verschwindet. Ich sehe mein Spiegelbild im Fenster, das immer deutlicher hervortritt, je dunkler es draußen wird. Einen Augenblick lang ist es, als sähe ich ein anderes Gesicht, Ginnys Gesicht, das mir aus der Dunkelheit entgegenstarrt. Mich herausfordert, jene anderen Erinnerungen auszupacken – die in dem Päckchen ohne Schleife, von dem der Geschenkanhänger abgefallen ist. Nimm das Seidenpapier fort, sieh hinein ...

»Eilean Shiel«, ruft der Busfahrer.

Ich mache meine Hand frei und ziehe mir den Schal vom Hals. Das Atmen fällt mir schwer. Ich hätte dem Busfahrer schon vor vielen Meilen zurufen sollen, anzuhalten und mich aussteigen zu lassen – überall, bloß nicht hier. Jetzt jedoch ist es zu spät. Eine Frau mittleren Alters auf der anderen Seite des Mittelgangs schaut mich an und runzelt die Stirn.

»Alles in Ordnung, Liebes?«

»Ja«, sage ich heiser, auch wenn auf der Hand liegt, dass es nicht stimmt. Seit meiner Flucht vor fünfzehn Jahren bin ich wohl im Großen und Ganzen »in Ordnung« gewesen. Ich habe gute Zeiten erlebt, die nichts mit diesem Ort hier zu tun haben. Ich habe die Sonne über der Mojave-Wüste

im Westen der USA aufgehen sehen, bin mit offenem Verdeck über den Sunset Strip in Hollywood gefahren. Ich habe in Las Vegas gelebt und in Nashville und in vielen Orten dazwischen. Ich habe gute Erinnerungen gesammelt, die ich auspacken und wiederaufleben lassen kann, wenn ich sie besonders brauche: in einer schlaflosen Nacht in einem heruntergekommenen Motel, auf einer endlosen Fahrt über eine lange, einsame Highwaystrecke. Dad hat immer gesagt, dass man ohne die schlechten Zeiten gar nicht wüsste, wie gut man es hat. Dad hatte immer eine Menge Sprüche auf Lager, doch das meiste davon habe ich auf die harte Tour gelernt. Aber am Ende kann ich zurückblicken und sagen, dass ich mein Bestes gegeben habe. Mich nach Kräften bemüht habe, ein Leben für mich und auch für Ginny zu führen.

Der Bus hält am Wartehäuschen gegenüber dem Gemeindesaal. Die Türen gehen auf, und die Frau auf der anderen Seite steht auf, holt ihre Tasche aus der Gepäckablage. Ich sitze da, bewege mich nicht, starre hinaus auf das dunkle, unendliche Meer. Die Frau geht nach vorn und bleibt stehen, sieht sich nach mir um. Ich befürchte, dass sie mich noch einmal anspricht. Ich zwingen mich aufzustehen und auch nach vorn zu gehen.

Ich steige aus dem Bus auf den Gehsteig. Das orangefarbene Licht der Natriumdampf lampen kann die Dunkelheit nicht einmal ansatzweise vertreiben. Die Dunkelheit hatte ich ganz vergessen, dabei ist sie um diese

Jahreszeit drückend und endlos. Der größte Schock jedoch ist die Kälte. Ich wickle mir den Schal wieder um den Hals und beiße die Zähne zusammen, damit sie nicht so klappern. Der Wind fährt mir unter die Kleider, der dünne Mantel kann die Kälte nicht abhalten.

Der Busfahrer öffnet den Kofferraum, um das Gepäck auszuladen. Ich blicke über die geschwungene Bucht zu der dunklen Halbinsel, die dem Dorf gegenüberliegt. Durch den Nieselregen kann ich gerade noch die stecknadelkopfgroßen Lichter ausmachen. Das Cottage, in dem ich aufgewachsen bin. In ein paar Minuten werden diese Lichter meine Wirklichkeit sein, sobald ich ein Taxi bekomme. All die leuchtenden Erinnerungen, so viele es auch sein mögen, können nicht aufwiegen, was da draußen vor mir liegt. Ich werde Mum wiedersehen. Ich werde *heimkehren*.

Während der Busfahrer das Gepäck auslädt, kommen mir die fünfzehn Jahre vor wie ein Tag, als wäre es gestern gewesen. Ich war gerade zwanzig geworden und in die andere Richtung unterwegs: von Eilean Shiel nach Fort William, von Fort William nach Glasgow und schließlich in einen Flieger nach Amerika. Für mich ist es wie gestern. Aber wie wird es Mum empfinden?

Natürlich sind wir in Verbindung geblieben. Eine hastige Postkarte, hin und wieder ein steifes Telefongespräch an Geburtstagen und zu Weihnachten. Mein Bruder Bill betätigt sich als Bote zwischen den Gräben, bringt uns

regelmäßig per E-Mail auf den neuesten Stand. Für diese Anstrengungen bin ich ihm dankbar, und es tut mir leid, dass er diese Aufgabe hat. Als er sich Ende November bei mir gemeldet hat, um zu berichten, dass Mum gestürzt sei und sich den Knöchel gebrochen habe, habe ich mir Sorgen gemacht. Ich habe Blumen geschickt, Pralinen und eine nette Karte. Als er mich dann noch einmal angeschrieben hat, um mir zu erzählen, wo es passiert ist, habe ich geweint. Und als ich mich dann in einer einsamen Novembernacht nach einer neuen Stadt geseht habe, nach einem neuen Liebhaber – nach etwas anderem, irgendetwas –, um wieder einmal zu fliehen, rief Bill mich an. Mum, sagte er, hätte nach mir gefragt. »Sie möchte wissen, wann du heimkommst.« Er wusste nicht, dass dies die einzigen Worte waren, die mich dazu bringen konnten, hierher zurückzukehren, die Worte, auf die ich all die Jahre gewartet hatte. Ich habe meine Sachen gepackt und einen Flug gebucht ...

Die Frau aus dem Bus beobachtet mich immer noch. Ich hole mein Handy heraus und tue so, als hätte ich eine wichtige SMS zu verschicken. Kein Signal. Hier gibt es nichts vorzuschützen.

»Was haben Sie da bloß reingepackt, Mädchen?«, fragt der Busfahrer und krümmt sich unter der Last meines Rollkoffers. »Goldnuggets?« Sein Akzent klingt mir in den Ohren. Der volltönende Singsang der westlichen Highlands. Im Lauf der Jahre sind mir immer wieder Leute

begegnet, die meinen Akzent »süß« fanden, »sexy«, »melodisch« oder »merkwürdig«. Für mich jedoch klingt er nach Heimat.

»Ich dachte, dass ich mit ziemlich leichtem Gepäck reise«, sage ich.

Er stellt meinen Koffer auf den Gehsteig. »Zu meiner Zeit haben wir nicht mehr gebraucht als eine Zahnbürste und eine Unterhose zum Wechseln.«

Das entlockt mir ein Lachen, das mich innerlich wärmt. Ein bisschen.

Der Busfahrer schließt den Laderaum, und ich rolle meinen Koffer an die Seite. Er ist so schwer, weil ich im letzten Augenblick noch ein paar Bücher hineingeworfen habe, aber dafür, dass ich nicht weiß, wie lang ich bleibe, ist er ziemlich klein. Vor meiner Abreise habe ich mein Haus in Las Vegas gekündigt. Beim Packen habe ich festgestellt, dass ich kaum warme Kleider besitze. Ein paar Baumwollpullis, Stiefel, ein paar Schals und eine Strickmütze mit Pailletten und einer Webpelzbommel. Ich habe so viel in den Koffer gestopft, wie ich konnte, meine Gitarre bei einem Freund gelassen und den Rest an die Wohlfahrt gespendet. Ich bin es gewohnt, als Nomadin zu leben, als Vagabundin. Meine Wurzeln sind vertrocknet und abgestorben.

Der Fahrer steigt wieder in den Bus, und die Türen schließen sich mit hydraulischem Zischen. Stotternd erwacht der Motor zum Leben. Noch ist vielleicht Zeit. Die

Buslinie endet hier, aber wenn ich ihm zwanzig Pfund gäbe, würde er mich bestimmt wieder einsteigen lassen. Und mich in einem anderen Dorf absetzen, einer anderen Bucht, mich vielleicht sogar zurück nach Fort William mitnehmen.

Zu spät. Der Bus fährt an. Die Frau hält sich immer noch in der Nähe auf. Ich richte mich ein wenig auf, als wüsste ich, was zum Teufel ich als Nächstes tun werde. Während ich doch keine Ahnung habe. Es gibt keine Taxis. Früher hat immer ein Dorftaxi an der Endhaltestelle gewartet, da bin ich mir sicher.

»Brauchst du vielleicht eine Mitfahrgelegenheit, Liebes?«, fragt die Frau. »Meine bessere Hälfte ist gleich da. Er holt mich ab.« Sie lächelt, und im Glühen der Laternen kommt sie mir irgendwie bekannt vor. Ich will nichts Bekanntes.

»Nein, danke«, sage ich. »Ich werde auch abgeholt.« Die Lüge geht mir leicht über die Lippen.

»Na schön«, sagt sie. Scheinwerfer kommen auf uns zu, blenden mich einen Moment. »Das hier ist er. Bist du sicher ...«

»Ja. Ich komme zurecht. Schönen Abend noch.« Ich nutze die routinierte amerikanische »Schönen Tag noch«-Antwort auf alles.

Als der Wagen hält, legt die Frau den Kopf schief. »Schön, dass du endlich nach Hause gekommen bist. Deine Mum freut sich bestimmt, dich zu sehen.«

Ich starre sie an, als sie in den Wagen einsteigt. Wenn ich nur wüsste, ob das wirklich stimmt. Ihre Worte rühren an der Stelle, an der meine Schuldgefühle lauern, jederzeit bereit loszuschlagen. Sie weiß nichts - kann nichts wissen. Über die Worte, die nie zurückgenommen werden können, die Wunden, welche die Zeit zwar verdecken, aber niemals heilen kann.

Der Wagen fährt weg, und ich bleibe im Wind und der Dunkelheit zurück. Ich fühle mich vollkommen allein.

2. Kapitel

Das Nieseln schwillt zu einem beständigen Regen an, worauf ich die Lichter auf der Halbinsel nicht mehr erkennen kann. Ich atme durch und wappne mich. Ist schon in Ordnung, dass es keine Taxis gibt. Es ist Spätnachmittag, nicht mitten in der Nacht. Ich habe seit sechs Stunden nichts mehr gegessen, das letzte Mal am Flughafen in Glasgow. Ich werde ins Dorf gehen, mir einen Kaffee kaufen, mich aufwärmen und ein Taxi rufen. Das dauert höchstens eine halbe Stunde. Und es wäre gar nicht schlecht, erst mal die Lage zu peilen, bevor ich zum Cottage fahre. Im Kopf habe ich das Wiedersehen mit Mum oft durchgespielt, aber es kann nicht schaden, es noch einmal zu tun. Was hat eine halbe Stunde schon zu bedeuten, nach fünfzehn Jahren?

Ich gehe schnell, nach vorn gebeugt, während mir der Wind den Regen ins Gesicht bläst. Das Dorf besteht nur aus ein paar Straßen, die alle zum Hafen und zur Uferpromenade führen.

Ich schlage den Weg zu Annies Teestube ein. Ich kann mich an keine Zeit erinnern, in der es sie nicht gegeben hätte, und im Sommer vor meinem Aufbruch habe ich dort ausgeholfen, habe Tee und Kuchen serviert und die Tische

abgeräumt. Die Teestube gehört einer Frau namens Annie MacClellan, die jeder im Dorf nur Tante Annie nannte, vermutlich weil sie alles über jeden wusste und mit jedem auf bestem Fuße stand – vorausgesetzt, man hielt sie sich gewogen. Annie bereitete aus wilden Himbeeren, süßer Sahne, Haferflocken und Whisky ein Cranachan zu, das einem auf der Zunge zerging, und im Winter war ihr gedämpfter Cloutie-Dumpling, schwer und gehaltvoll von all den Trockenfrüchten und Gewürzen, der kulinarische Höhepunkt von Silvester. Cranachan, Cloutie, Früchtebrot ... all die erinnerten Geschmäcke und Düfte ... Meine Sinne sind in Alarmbereitschaft.

Der Koffer rattert hinter mir über das bucklige Pflaster. Ich gehe an ein paar weiß getünchten Cottages mit Giebeldach vorbei und dann, näher am Wasser, an einer kleinen Reihe von Läden. Die meisten haben zu, doch der Spar hat geöffnet, ebenso der Kramladen, in dem Angelzubehör, Souvenirs und sogenannte Antiquitäten verkauft werden. Vor dem Laden knarrt ein Schild im Wind, auf dem optimistisch Eiscreme angepriesen wird.

Der Hafen liegt verlassen. Ich gehe an der Bootsrampe vorbei, die übersät ist mit Fischreusen und Netzen. Die Mole ragt hinaus in die Düsternis, am Ufer sind ein paar windgepeitschte Boote festgemacht. Von der salzhaltigen Luft und den Windböen tränen mir die Augen. Ich biege auf die Promenade ab und suche die Häuserreihe nach Annies Teestube ab. Wo ist sie? Sie kann doch nicht ... weg sein.

Ich komme an die Stelle, wo sie sich einmal befunden haben muss. In der Teestube ist es dunkel, und im Fenster ist ein Schild. Geschlossen. Ich mache die Augen zu, bis das irrationale Gefühl der Verzweiflung abebbt. Umdenken, neu anfangen. Ich bin gut darin, neu anzufangen. Weniger darin, es durchzuhalten. Ich brauche sowieso keinen Kaffee oder Kuchen.

Ich gehe weiter. Ein Stück weiter am Ufer entlang sehe ich ein Leuchtschild: das Fisherman's Arms.

Fish & Chips - auch eine Idee. Die richtigen, in Zeitungspapier gewickelt, so gründlich gesalzen und mit Essig begossen, dass die Aromen an der Zunge kleben bleiben und man noch Stunden später Durst hat. Im Sommer hat uns Dad samstagsabends immer auf eine Portion dorthin mitgenommen. Dann haben wir uns am Ufer eine Bank gesucht, und die Möwen sind im Sturzflug herabgeschossen und haben sich um die heruntergefallenen Pommes gezankt. Bill hat sie immer gescheucht und dabei die Pommes auf der Bank stehen lassen, auf die sich dann wieder andere Vögel gestürzt haben. Der Teig war knusprig gebacken und der Fisch so saftig, dass er von selbst zerfiel. Wie habe ich diese Fish & Chips nur vergessen können?

Ich laufe auf das Leuchtschild zu. Der Pub ist sauber getüncht, und das Erkerfenster ist mit einer Lichterkette geschmückt. Sobald ich die Tür öffne, stürzen vertraute Gerüche auf mich ein: nach frittiertem Essen, Bier und

Holzfeuer. Die Wärme zieht mich hinein. Vor wohligem Behagen überläuft mich ein Zittern.

Der Pub ist nicht voll. An ein paar Tischen sitzen Paare oder Familien und essen Fish & Chips, an einem Spielautomaten an der Tür steht ein alter Mann. Der Raum wird von Windlichtern und Wandlampen aus alten Fischerkugeln erhellt. Weiter hinten in der Ecke sehe ich eine geschnitzte Galionsfigur, eine Frau mit fließendem Haar, das mit Rosengirlanden geschmückt ist. Ich erinnere mich noch an die merkwürdig empfindliche Reaktion, die ich hatte, als mir mit etwa zwölf zum ersten Mal die nackten Brüste aufgefallen sind. Selbst jetzt kommt mir die geschnitzte Frau grell und gewagt vor.

Ich gehe zum Tresen. Die meisten Barhocker sind besetzt. Der Barkeeper steht mit dem Rücken zu mir und misst einen Whisky ab. Doch noch bevor er sich umdreht, habe ich ihn erkannt. Ich hatte keine Ahnung, dass er hier arbeitet, sonst wäre ich nicht hergekommen. Ich hätte mir vor meiner Ankunft ein Taxi bestellen oder, besser noch, in Glasgow ein Auto mieten sollen. Jetzt ist es zu spät. Er dreht sich um und entdeckt mich. *Byron.*

Er starrt mich an. Lange Sekunden vergehen. Ich weiß nicht, was schlimmer wäre: dass er mich erkennt oder dass er mich nicht erkennt. So sehr habe ich mich doch sicher nicht verändert ...

Ein Lächeln breitet sich über sein Gesicht. Er geht auf mich zu. Sein blondes Haar ist länger als damals, sein

Gesicht gebräunter, als wäre er irgendwo in der Sonne gewesen. Er ist immer noch groß, und obwohl er einen grauwellenen Fischerpullover trägt, wirkt er sehr durchtrainiert. Seine Züge sind markant und attraktiv, die Konturen sind im Lauf der Jahre kantiger geworden.

Byron ...

Früher einmal hätte ich für Byron einfach alles gemacht.

»Skye! Skye Turner - du bist es doch, oder?«

»Ertappt«, sage ich und bereue es sofort.

Byron schließt mich in seine kräftigen Arme. Er riecht nach Bier und Mann, und das ist so vertraut, dass mir die Knie weich werden.

»Dann lass dich mal ansehen.« Er schiebt mich auf Armeslänge von sich weg. »Gut siehst du aus. Wie lang ist es her? Zehn Jahre?«

»Fünfzehn«, sage ich heiser.

»Fünfzehn! Hast du gehört, Lachie?«

Ein rotblonder Mann mit zotteligem Bart auf einem der Barhocker dreht sich um. Ihn kenne ich ebenfalls. Lachlan McCray.

»Jep«, sagt Lachlan. Er lächelt nicht, macht nicht einmal eine freundliche Miene.

»Und du bist jetzt ein Promi!« Byrons Stimme ist so laut, dass die Leute anfangen, sich zu uns umzudrehen. Er hält mich immer noch an den Schultern.

»Nein.« Verlegen tue ich einen Schritt zurück. »Nein, bin ich nicht.«

»Ach, komm schon«, neckt Byron mich, »sei nicht so bescheiden. Klein Bill hält uns auf dem Laufenden. Wir haben dich alle auf YouTube gesehen.«

Das wird ja immer schlimmer. Als ich weggegangen bin, wussten alle, dass ich große Träume hatte. Dass ich meine Songs singen wollte, zu meinen Bedingungen, und die Welt mit poetischen Texten und bewegenden Melodien erobern wollte. Stattdessen habe ich den Großteil der Zeit aufgetakelt in Jeans und Strass verbracht und in billigen Shows und schäbigen Nachtclubs Countryklassiker gesungen. Es war wohl zu viel erwartet, dass sie das nicht wussten.

»Toll.« Es gelingt mir, mich nicht zu winden.

»Unsere Lokalmatadorin hat es geschafft«, sagt Byron. »Himmel, fünfzehn Jahre. Ich kann nicht glauben, dass es schon so lang her ist, seit ...«

Ich wappne mich. Doch er unterbricht sich. Lachlan begegnet meinem Blick. Ein kurzer Moment der Erkenntnis: Dieses Gespräch kann sich nur in Bahnen weiterentwickeln, die man lieber nicht betritt, bis Gras darüber gewachsen ist.

»... seit ich *weggegangen* bin«, beende ich den Satz für ihn.

»Hey, bleibst du über Hogmanay?«, wechselt Byron geschickt das Thema. »Wir könnten dich brauchen. Du erinnerst dich doch an das Feuerfestival, oder?«

Als ob ich das je vergessen könnte. Das Feuerfestival ist ein regionales Event, das an Silvester in fünf Dörfern gefeiert wird. Am Strand wird ein großes Feuer entzündet, an der Promenade sind Imbissstände aufgebaut und auf dem Sportplatz Fahrgeschäfte, und im Hafen findet eine Parade lichtergeschmückter Boote statt. Die Boote werden für den Winter vom Pfarrer gesegnet, und eine vom Glück begünstigte Jugendliche wird zur Königin der Flotte gekrönt. Als wir achtzehn wurden, war das Ginny. Ich erinnere mich, wie schön sie aussah vorn am Bug des ersten Bootes, wie ihr langes Haar im Wind flatterte. Für mich wäre das nichts gewesen, aber ich war wohl trotzdem ein wenig eifersüchtig, dass es nicht mich getroffen hatte. Später an diesem Abend nahm Byron am Feuer meine Hand. Er küsste mich und sagte, für ihn sei ich die Königin des Universums. Und auch wenn ich wusste, dass es nicht von Dauer sein konnte, war es in diesem Augenblick genug. Ich frage mich, ob er sich überhaupt an diesen Abend erinnert.

»Ich mache bei der Organisation der Stände und des Programms mit«, sagt er. »Wir haben schon eine Ceilidh-Band am Start. Es wäre toll, wenn du mit ihnen auftreten könntest. Nur ein, zwei Songs. Unsere Lokalmatadorin!«

Ich bezweifle, dass er sich erinnert, und wünsche mir, dass er mit diesem Groupie-Akt aufhört. Byron hatte schon immer die Gabe, zum richtigen Zeitpunkt genau das zu sagen, was man hören will. Ich kann nicht zulassen, dass er

mich gleich so entwaffnet und auf die bedürftige Halbwüchsige zurückwirft. Die, die sich Lob und Anerkennung wünschte und sich nicht nur im Abglanz ihrer Zwillingsschwester sonnen wollte. Die stolz darauf war, dass er sie allen anderen vorzog.

»Ich nehme mir gerade eine Auszeit.« Ich lächle lässig.
»Um die Batterien wieder aufzuladen.« Jetzt bin ich es, die gekünstelt klingt, als wäre das hier eine Art Erholungstrip, bevor ich die nächste große Sache in Angriff nehme. Aber was soll ich machen? Einräumen, dass ich mein Engagement in Las Vegas vor ein paar Monaten verloren habe? Sieht so der Small Talk unter alten Freunden – Jugendlieben – aus, die sich seit Jahren nicht mehr gesehen haben?

»Na gut, da wir schon mal beim Aufladen von Batterien sind – was kann ich dir zu trinken bringen?« Er tritt einen Schritt zurück und mustert mich. »Mal sehen, was hast du immer getrunken ...? Ach ja: Whisky Cola.«

Mir steigt die Galle hoch, obwohl ich weiß, dass er nur gastfreundlich sein will. Ab und an trinke ich ganz gern etwas – vielleicht öfter, als ich sollte. Aber seit ich von hier weggegangen bin, habe ich keinen Tropfen Whisky mehr angerührt.

»Bitte nur ein Bier. Ein kleines.«

Byron runzelt die Stirn, als hätte er damit gerechnet, dass ich zu einem nachmittäglichen Besäufnis hierbleibe, statt zu meiner Mum zu gehen. Aber vielleicht hat er mich

auch in Verdacht, dass ich nur hergekommen bin, um das Unvermeidliche hinauszuzögern. Und vielleicht hätte er damit sogar recht.

»Eigentlich bin ich hier, weil ich ein Taxi brauche«, sage ich. »An der Bushaltestelle hat keins gestanden.«

Er tritt hinter den Tresen, nimmt ein kleines Bierglas und schenkt starkes, bernsteinfarbenes Bier ein. Ich hole meine Karte heraus, um zu bezahlen, doch er winkt ab.

»Lachie kann dich hinfahren«, sagt Byron. »Jederzeit.«

Ich schaue zu Lachlan hinüber. Er unterhält sich gerade mit einem alten Mann mit Sherlock-Holmes-Mütze, der auf dem Barhocker neben ihm sitzt. Er unterbricht das Gespräch nicht.

»Ich will ihm keine Umstände machen«, sage ich. »Kann ich nicht irgendwen anrufen?«

»Lachie ist unser Taxifahrer«, sagt eine Frau am Ende des Tresens. »Ganz offiziell.«

Ich schaue zu ihr hin und dann zur Sicherheit noch einmal. Sie ist um die sechzig, mit faltigem, stark geschminktem Gesicht und gefärbtem orangefarbenem Haar, das ihr zottelig um das Gesicht hängt. Sie trägt eine ausladende Halskette mit Holzperlen und an allen Fingern klobige Ringe. Sie würde gut in eine Trucker-Bar in Tennessee oder Arizona passen, irgendeine traurige Spelunke, wo ein Mann auf der Durchreise für zehn Dollar praktisch alles bekommen kann. Ich fühle mich schuldig wegen dieses Gedankens, denn ich erkenne sie auch.

»Tante Annie?«, sage ich. Byron reicht mir mein kleines Bier.

Die Frau lacht rasselnd. »Heutzutage eher eine Großmutter.« Sie wedelt mit einer beringten Hand in meine Richtung. In der oberen Zahnreihe klafft eine riesige Lücke. »Du warst viele Jahre weg, Liebes.«

»Ich weiß!« In meinem Augenwinkel bildet sich eine winzige Träne. Irgendwie macht Annie MacClellans Anblick meine Rückkehr real, mehr noch, als es Byrons Anblick vermocht hat.

Sie legt den Kopf schief und sieht mich an. »Du hattest es immer so eilig, von hier fortzukommen. Warum bist du jetzt wieder da?«

In ihrer Stimme liegt eine Schärfe, die mich nervös macht. Es stimmt, als ich bei ihr gearbeitet habe, habe ich mich ständig darüber ausgelassen, was für ein Leben ich führen würde, wenn ich den Nebelschleiern von Eilean Shiel erst einmal entkommen wäre. Wie Ginny und ich große Stars werden würden, an einem besseren Ort. Aber das ist so lang her ...

Ich schenke ihr ein warmes Grinsen, um die Stimmung aufzulockern. »Ich hab deinen Cloutie und dein Früchtebrot vermisst, Tante Annie. Sie haben von weit her nach mir gerufen.«

Sie lacht noch einmal, doch die kajalumrandeten Augen wirken wachsam. Ich halte das kleine Glas Bier unter die Nase und atme den herzhaften Hefeduft ein. Eigentlich will

ich es gar nicht, aber ich trinke es trotzdem. Ich hätte mich zurückhalten und nicht in den Pub gehen sollen. Mich eher schrittweise an die Sache herantasten sollen. Byron, Annie, Lachlan – alle sind hier, alle sind anders. Wie Mum nach fünfzehn Jahren wohl sein wird?

Ich würge den letzten Rest Bier hinunter und stelle das leere Glas auf den Tresen. »Ich muss bloß noch aufs Klo«, sage ich. »Und dann, Lachlan, tut mir wirklich leid, aber könntest du mich zum Cottage fahren?«

Lachlan dreht sich um und mustert mich auf eine Art, die mir ein wenig unangenehm ist. Für uns war er immer das »Beinahe«-Kind gewesen. Beinahe hätte er Fußball in der Regionalliga gespielt, beinahe hätte er Abitur gemacht, beinahe hätte er studiert. Er war nie so cool wie Byron oder so reich wie James, er war nie so witzig oder gescheit wie wir anderen – oder so eitel und eingebildet. Und dennoch war Lachlan immer irgendwo im Hintergrund dabei. Hat beobachtet. Geurteilt. Ich freue mich nicht darauf, von ihm gefahren zu werden.

»Klar«, sagt er.

»Danke.« Ich gehe zur anderen Seite des Tresens, wo eine Tür zu den Klos und dem Pooltisch im ersten Stock führt. Der Korridor wird nicht beheizt, und nach der warmen Kneipe trifft mich die Kälte ziemlich unvermutet. Auf dem Klo starre ich mein Spiegelbild lange an. Als ich von hier weggegangen bin, war ich gerade einmal zwanzig. Jetzt bin ich fünfunddreißig. Mein Gesicht ist schmaler

geworden, mein dunkles Haar länger. Meine Augen sind das Schönste an mir: grün mit nussbraunen Sprenkeln. Aber in diesem Licht wirken sie beinahe blau. Mehr wie Ginnys.

Größtenteils haben Ginny und ich uns nicht sehr ähnlich gesehen. Sie war blond und hellhäutig und umwerfend schön. Die meisten Leute waren überrascht, wenn sie erfuhren, dass wir Schwestern, ja sogar Zwillinge waren. Weniger erstaunt waren sie darüber, dass ich die ältere war, wenn auch nur um ein paar Minuten. Dad hat immer gesagt, dass ich eine »alte Seele« hätte. Ginny dagegen war ein kleines Mädchen, das nicht erwachsen werden wollte. Ein freier Geist, widerspenstig und nicht zu bändigen.

Ich spritze mir Wasser ins Gesicht und lege Lipgloss auf. Es wird Zeit, ich kann es nicht länger hinauszögern. Ich muss zu Mum fahren. Ihr gegenübertreten. Herausfinden, ob es wirklich möglich ist, nach all den Jahren heimzukehren.

Als ich wieder in die lärmende Kneipe komme, bilde ich mir ein, es träte für einen winzigen Augenblick Stille ein. Ich höre eine Stimme. Tante Annie redet mit dem Mann neben ihr: »... tote Schwester.«

Ich muss hier raus. Panik keimt in mir auf, genau wie vorhin im Bus. Panik mit einem Schuss Resignation. Hier werde ich immer dieses Mädchen sein, selbst wenn ich einmal so alt wie Annie MacClellan bin. Manchen Dingen

kann man einfach nicht entkommen. Ich sollte es wissen.
Ich bin seit fünfzehn Jahren auf der Flucht. Und nun bin ich
wieder genau da, wo ich angefangen habe.